

Kapitel 2

Der Weg von der Novelle zur Einzelfallanalyse¹

Es sind nun mehr als hundert Jahre, dass Josef Breuer und Sigmund Freud gemeinsam die "Studien über Hysterie" (1895) veröffentlichten. Immer wieder wird untersucht, warum es keine Kultur der Fallgeschichte mehr gibt (Michels 2000)². Soll man eine trauernde Rückschau auf einen verloren gegangenen kultivierten Umgang mit der novellistischen Falldarstellung halten oder hat sich stattdessen schon eine methodologisch differenziertere Kultur der Einzelfallanalyse entwickelt? Soll man ein vergessenes Erbe bedauern oder ist es hilfreicher literarische Kunstform und wissenschaftliche Methode bei der Erfassung des einzelnen Falles getrennt ins Auge zu fassen? Blicken wir zuerst einmal zurück:

Der schwäbische Psychiater Bodamer (1953) schrieb eine höchst bemerkenswerte Laudatio über einige seiner Kollegen, die im 19. Jahrhundert die Anstaltspsychiatrie begründet hatten:

"Nicht wenige von ihnen sind selbst Dichter, wie Zeller, Jacobi, Heinroth und Feuchtersleben. ...Die persönlichkeitsbildende Kraft der Klassik ist an ihnen bis in ihren literarischen Stil hinein deutlich. Manche ihrer Krankengeschichten erinnern an Schilderungen Kleists, Schillers und Jean Pauls" (S. 52).

Die Zeiten, in denen diese Psychiater sich um ausgearbeitete Schilderungen ihrer Patienten bemühten, um ihren eigenen humanistischen Idealen gerecht zu werden, waren mit dem Vormarsch der Universitätspsychiater, und damit der Priorität der theoretischen Ausrichtung vor der praktischen, dahin. Auch in der Entwicklung der psychologischen Wissenschaft wurde die romantische Verherrlichung des Individuums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch W. Wundts Auffassung abgelöst, dass alle Menschen im Hinblick auf die interessierenden Merkmale mehr oder weniger gleich seien. Als Gegenbewegung entwarf Dilthey 1894 eine verstehende Psychologie, die ihre Norm in der "Darstellung des Singularen" findet (Dilthey 1894, 1924). Unabhängig von dieser geisteswissenschaftlich-verstehenden Richtung findet sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch ein Boom von Baby-Biographien, der bis zu Rousseau zurückverfolgt werden kann. Neben der Ausfaltung der naturwissenschaftlichen Psychologie stößt man auch auf eine Blütezeit der Individualitäts-Thematik. So stehen Freuds psychoanalytische Fallstu-

¹Aktualisierte Fassung von Kächele (1992a)

² Natürlich werden ‚case studies‘, die als solche klar etikettiert werden, auch in der neueren Literatur berichtet, so z. B. Lachmann u. Beebe (1983), Deri (1990), Persons et al (1991), Eagle (1993) Zeul (2003), Schmidhüsen (2004) und Fonagy (2004).

dien im Kontext einer wissenschaftlichen Biographie-Forschung, die um die Jahrhundertwende in Psychiatrie und Psychologie einsetzte (Huber 1978).

Freud war sich der wissenschaftlichen Unvollkommenheit seiner Krankengeschichten von Anfang an bewußt. Halb verwundert, halb rechtfertigend weist er in den von ihm verfassten Teilen der

"Studien über Hysterie" darauf hin, dass seine Krankengeschichten "wie Novellen zu lesen sind" (Freud 1895d, S. 227) und dass sie "des ernsten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren". Er tröstet sich damit, dass für dieses Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist, als seine verheimlichte Liebe zur Schriftstellerei, die ihm doch einen hohen Rang als Verfasser wissenschaftlicher Prosa einbrachte, wie Walter Schönau in seiner Analyse von Freuds literarischem Stil unter Hinweis auf den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt betonen konnte (Schönau 1968, S. 11³).

Im Rahmen der wissenschaftstheoretischen Diskussionen um die Psychoanalyse wurden auch die Krankengeschichten formal-logisch seziert (Sherwood 1969; Perrez, 1972). Die implizite Annahme, dass die veröffentlichte Krankengeschichte eine repräsentative Abbildung des tatsächlichen Geschehens darstellt und dass deshalb der wissenschaftstheoretische Status der Psychoanalyse durch die kritische Aufarbeitung *einer* Krankengeschichte bestimmt werden könne, scheint in die falsche Richtung zu gehen. Denn das Abbildungsverhältnis von Vorgeschichte und Behandlung und der diese wiedergebende Falldarstellung ist nur unter dem Konzept: "was wollte der Autor" zu fassen. Die Fallgeschichte darf nicht als naive Wiedergabe eines beobachteten Geschehens betrachtet werden. Die Re-Interpretation des Dora-Falles und des darin verwickelten Autors Freuds durch den Literaturwissenschaftler Marcus (1974) machte deutlich, dass das Verhältnis von Fallgeschichte und Behandlungsverlauf nicht in dem Horizont eines naiven Realismus fassen ist:

"Ich gehe von der Annahme aus und gedenke darzulegen, dass Freud ein großer Schriftsteller und diese Krankengeschichte ein literarisches Kunstwerk ist – d.h. sowohl eine hervorragende Schöpfung der Einbildungskraft als auch eine intellektuelle Leistung ersten Ranges" (Marcus 1974, S.33).

³ Das Thema 'Freud als Schriftsteller' ist seit dem wegweisenden Aufsatz von Muschg (1930) auch von Schönau (2007) erneut, gewürdigt worden; es stellt geradezu einen Topos der Freud-Literatur dar. Dort geht er auf einen Aspekt ein, auf den auch Autoren wie Mahony (1987, 1989) und andere hingewiesen haben: „Während ich anno 68 als Germanist noch, in Übereinstimmung mit Freuds Selbstverständnis, zwischen dem Wissenschaftler und dem Schriftsteller einen Unterschied machte, bestreiten Mahony und andere diesen Unterschied. Sie sind der Auffassung, es handle sich bei dieser Zweiteilung um ein Selbstmissverständnis. Freuds Sprachtalent sei nicht das Vehikel, sondern eben das Instrument seines Denkens. Mit anderen Worten: Freuds Schreibprozess stelle sein Denken nicht dar, sondern stelle es her, ja, das Unbewusste wurde von ihm nicht zuerst erkannt und danach formuliert, nein, es bringe sich in seinen Schriften selbst zur Sprache“ (S. @).

Die Frage, ob die essayistische Darstellungsform nur eine Folge der ‚Natur des Gegenstandes‘ ist oder ob nicht die gewählte Form und Methode den Gegenstand erschafft, ist zentral.

"Freud, und auch wir als nachfolgende Beobachter, werden mit einem kranken Individuum konfrontiert, dessen Lebensgeschichte eine Vielzahl von Ungereimtheiten - Ereignissen und Haltungen - präsentiert; diese fordern eine Erklärung, diese müssen in den Zusammenhang verständlicher menschlicher Verhaltensweisen gebracht werden. Wie der Geschichtsschreiber, ist Freud an einem besonderen Verlauf von Ereignissen und individueller Geschichte interessiert» (Sherwood 1969, S. 188).

Diese systematische Bestimmung des Zieles der einzelnen Krankengeschichten deckt sich jedoch nicht vollständig mit Freuds eigenen Intentionen, denn in jeder Krankengeschichte gibt es unübersehbare Hinweise auf andere Patienten mit ähnlichen Konflikten. So finden sich überall eingestreut Bemerkungen zur Frage der Generalisierbarkeit der Befunde, so im ‚Wolfsmann‘ z.B. jene Stelle: „Um aus den Feststellungen über diese beiden letzteren Punkte neue Allgemeinheiten zu gewinnen, sind zahlreiche solche gut und tief analysierten Fälle erforderlich“ (Freud 1918b, S. 140).

Entscheidend scheint mir der Umstand zu sein, dass die Gewinnung neuer Erkenntnisse durch den einzelnen Fall stets nur durch eine integrative Betrachtung möglich ist. Somit lässt sich als Funktion der Krankengeschichte die Erklärung singulärer Ereignisabläufe bestimmen. Fallgeschichten sind professionell organisierte Erzählungen (Farrell 1981).

Damit muss die Fallgeschichte auch unter dem Aspekt gewertet werden, dass sie nicht nur in den ersten Jahrzehnten psychoanalytischer Forschung eine kommunikative Funktion für die in der Praxis arbeitenden Psychoanalytiker hatte, sondern eine ihrer Bestimmungen nach wie vor diese erzählende Aufgabe ist, wie dies Stühr (2004) unterstreicht.

„Die historisch so fruchtbare narrative Vorgehensweise Freuds ist heute allein nicht mehr in der Lage, die Existenz der Analyse zu rechtfertigen, auch wenn sie für die Mitglieder der „analytischen Community“ hinsichtlich didaktischer und identitätsbildender Zwecke von zentraler Bedeutung ist, denn Fallberichte können ein lehrreiches Kommunikationsmittel sein“ (S. 65).

Die in der Psychoanalyse besonders enge Verbindung von Therapie, Forschung und Ausbildung führte zur Pflege des Fallberichtes als Mitteilungsform. Diese degenerierte zur Fall-Vignette als einer Zwergwuchsform, die auch der Erzählaufgabe nur noch unter wirklich Eingeweihten gerecht wird (Thomä u. Kächele 2006b, S. 18).

Die Freudschen Falldarstellungen wurden zwar emphatisch zu prototypischen Vorbilder ernannt, denen allerdings keine Serienproduktion folgte. Die Überhöhung der Freudschen Vorbilder führte m. E. dazu, dass nicht einmal die formalen

Qualitäten, wie Ausführlichkeit und Genauigkeit der Darstellung, wie sie Freud (1909d) in dem "Rattenmann" Bericht gegeben hat, eine Vielzahl weiterer Fallberichte initiiert hat. Spätestens seitdem die täglichen Protokolle Freuds zu dieser Fallgeschichte 1955 im Band 10 der Standard Edition der Öffentlichkeit zugänglich waren (Freud 1955a), hätte sich eine Kultur des psychoanalytischen Tagebuch-Schreibens entwickeln können, bei der das Problem der Transformation von täglichen Aufzeichnungen zu Behandlungsberichten und zu Krankengeschichten das methodologische Bewusstsein für das Verhältnis von Inhalt und Form hätte schärfen können.

Resümieren wir die bisherige Argumentation, so lässt sich festhalten: Entweder wir betonen die methodischen Schwierigkeiten von Falldarstellungen und halten an der Unterscheidung von Gegenstand und Methode fest. Oder wir ordnen Fallgeschichten in die Gattung literarischer Erzeugnisse ein, die sich in Formen der Novelle und des Romans, der Kriminalgeschichte und der Autobiographie entfalten. Die Kultur der Fallgeschichte bestünde dann in einer schulbaren und zugleich artistischen Professionalität des Erzählens. Dann wäre zu fragen, warum wir nur Vignetten und Novellen und nicht auch Romane Buddenbrock'schen Ausmaßes haben. Psychoanalytische Einsichten sind dann Teil eines "bürgerlichen Romans" (Fara u. Cundo 1983), - einem durch und durch kulturellen Unternehmen dieses Jahrhunderts, wie es Wyatt (1990) in der Zeitschrift <Merkur> dargestellt hat.

Werfen wir einen Blick in andere Wissenschaften, in denen auch Fallgeschichten produziert werden. In den Sozialwissenschaften wurde im Rahmen des sogenannten Idiographie-Streites die Bedeutung persönlicher Dokumente als wichtiges Rohmaterial in den vierziger Jahren von Allport (1942) herausgehoben. Schon 1935 wurden von John Dollard, einem Schüler von Ernst Sapir, am Institute of Human Relations der Yale Universität methodische Probleme der Einzelfalldarstellung in den einzelnen Fachgebieten systematisch untersucht (Dollard 1935). Er stellte präzise Forderungen für die inhaltliche Strukturierung von Falldarstellungen auf und untersuchte mit diesen Kriterien auch drei psychotherapeutische Fallberichte - Freuds ‚Kleinen Hans‘ (1909b), einen Fall von Adler (1928) und einen Bericht von Jessie Taft, einer Schülerin von Rank (Taft 1933).

Dollard kommt zu dem Ergebnis, dass die Freudschen Falldarstellungen seinen Kriterien bei weitem am besten genügen.

„Zusammenfassend müssen wir auf die einzigartige Konsistenz und Schönheit von Freuds konzeptuellem System hinweisen. Es ist in sich fest und organisch geschlossen und gruppiert sich um einige zentrale Konzepte. Es weist eine Grundlage und eine integrierte Struktur auf, und keine Frage in seinem gesamten Bereich ist konzeptuell unberücksichtigt geblieben. Obwohl es ihm an der

kulturellen Perspektive mangelt, und gelegentlich biologische Voreingenommenheiten deutlich werden, enthält es doch nichts, was im Widerspruch zu unserem kulturanthropologischen Wissen stünde. Was der Kulturanthropologe hinzuzufügen hat, kann ohne bedeutende Veränderung des Systems eingebracht werden, und was die Psychoanalyse ihrerseits zu anthropologischen Studien beitragen kann, wird dort dringend benötigt“ (S. 240).

Allport kritisierte an Dollards Arbeit, dass sie von seiner Voreingenommenheit für die Freudsche Psychologie geprägt sei. Durch den Vergleich lassen sich jedoch die Besonderheiten der psychotherapeutischen und der soziologischen Fallgeschichten erkennen. Die Stärke der klinischen Fälle liegt darin, dass sie die Bedeutung der frühen Kindheit berücksichtigen und in ihrer Konzeptualisierung nach einem einheitlichen Denkschema verfahren. Ihre Schwäche ist ihr Mangel an kultureller Perspektive. Die positiven und negativen Seiten der soziologischen Fälle sind gerade umgekehrt. Der entscheidende Mangel von Dollards Arbeit liegt nach Allport darin, dass er vor Aufstellung der Kriterien nicht festgelegt hat, welchem Zweck eine Falldarstellung seiner Meinung nach dienen soll.

Folgen wir dem Biographieforscher Hans Thomae (1968) dann dient in den seltensten Fällen die Biographik zur bloßen Deskription eines einzelnen Individuums in seiner persönlichen Welt. Meist impliziert die Fragestellung, unter der jede Falldarstellung geschrieben wird, die Ausrichtung auf ein bestimmtes Ziel. Dabei unterscheidet er drei Auffassungen (Thomae 1952) :

1. die kausale, bei der versucht wird, Phänomene ursächlich auf bestimmte Variablen zurückzuführen,
2. die der Subsumption oder Vereinigung von Einzelphänomenen unter einem Typus; sie birgt die Gefahr einer Abstraktion ins Sinnlose in sich.
3. die finalistische oder funktionalistische, die Phänomene vorwiegend unter dem Aspekt ihres Sinnes für etwas, ihrer Funktion erfasst.

Diese letzte Auffassung ist in der psychosomatischen Medizin und Psychoanalyse weit verbreitet. Gleichzeitig liegt oft eine Typisierung vor; fast hinter jeder psychosomatischen Darstellung eines einzelnen Falles stehen viele ähnliche; die einzelne Krankengeschichte, die veröffentlicht wird, ist in der Regel die Illustration einer klinischen Erfahrung an einem als typisch vorgestellten Beispiel.

Aus diesem Grunde ist es meines Erachtens unerlässlich, sich im Rahmen der klinischen, Forschung mit der Problematik des Typusbegriffes vertraut zu machen, da dieser ein gedankliches Instrument ersten Ranges darstellt. In aller Kürze sei gesagt, dass Hempel (1952 {1972}) den Klassifikations- und den Extremtypus als empirische Typen bestimmt; dagegen handelt es sich bei dem Idealtypus um ein Modell, welches als interpretatives oder erklärendes Schema beobachtbare Tatsachen und Begriffe miteinander verbindet (S. 95ff).

Damit lässt sich deutlich machen, dass das Konzept des Idealtypus zur Theorieprüfung führt; ein Anspruch, der in der psychoanalytischen Kasuistik implizit

vertreten wird. Eine explizite Formulierung dieses Zieles findet sich im Vorwort von Weizsäckers „Studien zur Pathogenese“:

"Hier folgen einige Krankengeschichten, verbunden durch Betrachtungen über das. *was typisch in ihnen erscheint* Im Vordergrund bleibt also die beschreibende Pathogenese, was an theoretischen Möglichkeiten erwächst, wird nur in Andeutung behandelt Wie überall, so ist es auch hier: Tatsachen sind unerlässlich und müssen ohne die geringste Verbiegung berichtet werden. Aber ein solcher Bericht wird erst dann zur Wissenschaft, wenn er eine Frage entscheidet, also eine prognostische und praktisch bewährte Folge bekommt" (1935, S. 6, Hervorhebung vom Ref.).

Das Typuskonzept liefert eine brauchbare Abgrenzung zur biographischen Methode und enthält den generalisierenden Anspruch, der in der psychoanalytischen Kasuistik immer schon vertreten wurde. Nun ist zu fragen, ob die kasuistische Darstellungsweise über den heuristisch ungemein wertvollen Ansatz hinaus, Typen aus der Vielfalt der Beobachtungswelt herauszuheben, auch ausreichend methodologisch durchgearbeitet ist, um eine Überprüfung der klinischen Typologie zu erlauben.

Aussagen zur Kultur der Fallgeschichte können aufgrund der bisherigen Überlegungen nun differenzierter bestimmt werden. Aus der geformten, literarisch zum Kunstwerk geratenen Krankengeschichte (Anz 1999) werden auf der einen Seite Darstellungen von Lebensläufen, die mittels der biographischen Methode als Mikroskop des Sozialwissenschaftlers verfasst werden können; auf der anderen Seite werden aus Krankengeschichten Berichte über Behandlungen, die in zunehmenden Maße dem Regelkanon der empirischen Sozialforschung unterworfen werden.

Einer Anregung A. E. Meyers folgend habe ich 1981 die mir bekannt gewordenen Beispiele solcher Behandlungsberichte in einer Übersicht zusammengestellt (Kächele 1981). Auch wenn mir einige Publikationen entgangen sein sollten, so dürfte diese Zusammenstellung doch aufschlußreich und insgesamt repräsentativ sein.

Begrenzt auf die nach-freudsche psychoanalytische Literatur, so ergab meine Suche nur wenige Darstellungen, die - nur um ein grobes Maß des Umfanges zu nennen - mehr als 30 Seiten einer Veröffentlichung ausmachen. Meine Suchstrategie war nicht formalisiert, sondern benützte das im Laufe vieler Jahre der Involvierung in die psychoanalytische Prozessforschung akkumulierte Wissen. Betrachtet man die Jahreszahlen der ermittelten Veröffentlichungen, so ergibt sich folgendes: von 1930 bis 1959 habe ich 6, von 1960-1979 20 Berichte gefunden.

Dies sind gewiss keine sehr zuverlässigen Daten, sie belegen aber den Eindruck, dass ab 1970 mehr umfangreiche Fallberichte der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden als je zuvor. Interessant ist, dass sehr oft relativ lange Zeiträume zwischen Behandlung und Veröffentlichung liegen. Weiterhin sind von 26 aufgeführten Berichten 11 über Kinder bzw. jugendliche Patienten; in Beziehung zu der quantitativ wohl wesentlich kleineren Zahl von Kindertherapeuten, ein überaus beträchtlicher Anteil. Darüber hinaus leiden diese Kinder fast durchweg an psychotischen oder präpsychotischen Erkrankungen. Der Umfang der hier aufgeführten Berichte variiert zwischen der von mir willkürlich gezogenen unteren Grenze von 30 Seiten bis zu über 600 Seiten Text. Bis auf wenige Ausnahmen, handelt es sich dabei um sorgfältige Nachschriften nach den Sitzungen. Dieser Überblick veranschaulicht auch, dass heute eher Behandlungsberichte anstelle von ätiologisch orientierten Krankengeschichten veröffentlicht werden.

Diese über die Jahrzehnte angewachsene Kultur der Behandlungsberichte drückt eine wachsende Distanzierung von der Erzählperspektive aus und ist von selbstkritischen Überlegungen motiviert. Robert Stollers Einleitung zu seinem umfangreichen Fallbericht (1973) ist für dieses Klima repräsentativ:

"Trotz der Bedeutung, die psychodynamischen Quellen des menschlichen Verhaltens zu entdecken und trotz der Ausführlichkeit der hierzu vorgelegten Literatur gibt es nicht einen einzigen psychoanalytischen Bericht, bei dem die Schlussfolgerungen durch die Daten ergänzt sind, die zu ihnen geführt haben. Wenn solche Daten nicht verfügbar sind, müssen wir den Kritikern vergeben, die sich nicht von der Gültigkeit unserer Schlüsse überzeugen lassen. Wenn wir jemandes Bericht lesen, so wissen weder Sie noch ich, ob er recht hat, weil er meisterhaft und lebendig schreibt, und weil er mit anerkannten Autoritäten übereinstimmt, oder ob er recht hat, weil seine Schlussfolgerungen aus seinen Daten resultieren: wir können es deshalb nicht wissen, weil wir keinen Zugang zu seinen Daten haben" (Stoller 1973, S. XIII).

Neu an diesen Worten ist, dass sich hier nicht ein methodologischer Außenseiter zu Wort meldet, sondern ein erfahrener Kliniker spricht, der selbst über viele Jahre und Jahrzehnte, den traditionellen Kommunikationsstil gepflegt hat. Der konkrete Blick in den Arbeitsraum des Psychotherapeuten wird nicht mehr als voyeuristische, infantile Neugierde verpönt, sondern gewinnt in den letzten Jahren klinische, didaktische und wissenschaftliche Respektabilität. Die Besonderheit der Psychoanalyse, nur in zwischenmenschlichen Beziehungen erfahrbar und erlernbar zu sein, führte lange Zeit dazu, die Bedeutung der Veröffentlichung von Behandlungsberichten zu schmälern, indem das Gefühl vermittelt wurde, dass die wichtigen Elemente einer Behandlung noch nicht aufzeigbar und vermittelbar sind.

Das heißt es fehlten auch die systematisierten Konzepte, die aus dem Rohmaterial erst Daten machen (Colby u. Stoller 1988).

Dem Zuwachs an öffentlichem Interesse an den Vorgängen in der psychotherapeutischen Situation entsprach auch ein wachsendes Interesse der Psychotherapeuten untereinander über die klinischen Erfahrungen ausführlicher zu kommunizieren. Ein Beispiel für diesen Trend gab der von Strotzka 1978 edierte Reader mit Falldarstellungen aus dem Wiener Institut für Tiefenpsychologie und Psychotherapie, in dem die dort gemeinsam arbeitenden Vertreter verschiedener psychotherapeutischer Schulen auch gemeinsam ihre Arbeit der wissenschaftlichen Öffentlichkeit in Form von Behandlungsberichten vorstellten (Strotzka 1978).

Dieser Umgestaltung korrespondiert auch eine Umwertung; das Interesse an ätiologischen Rekonstruktionen wird zunehmend durch ein Interesse an Behandlungsberichten ersetzt; ohne zu zeigen, wie praktisch gearbeitet wird, werden kühne theoretischen Ansätze heute weniger als früher goutiert. Die Einführung eines weiteren neuen Konzeptes zu den bestehenden ohne nachvollziehbare Verankerung in klinischen Daten hat sich überlebt. Eagle, einer der liebevollen Kritiker der Psychoanalyse spricht aus, was viele denken:

"Jahrelang hat man uns erzählt und wir haben uns selbst gesagt, dass die klinische psychoanalytische Situation eine einzigartige Quelle sei, aus der wir Daten schöpfen können, die die psychoanalytische Theorie der menschlichen Persönlichkeit bereichern werden - ein glückliches Zusammentreffen therapeutischer und theoretisch-explanatorischer Ziele" (S. 198) „Ich halte es für eine Ironie, dass psychoanalytische Autoren klinische Daten für nahezu jeden Zweck zu verwenden suchen, außer dem einen, für den sie am besten geeignet sind - der Bewertung und dem Verständnis der Veränderung durch Therapie" (Eagle 1988, S. 209).

Diese Einschätzung verlangt nach sorgfältig dokumentierten Behandlungsberichten über Verlauf und Ergebnis, um daraus eine Theorie der Therapie zu fundieren. Meyer hat 1962 schon die grundsätzlichen Möglichkeiten zur Verifizierung und Validisierung psychoanalytischer Thesen anhand des psychoanalytischen Dialoges erörtert (Meyer 1962a, b) und auch selbst diese Arbeit in Angriff genommen. Sein Bemühen, die systematisch-akustische Lücke der Tonbandregistrierung zu füllen (Meyer 1981), führte zur detaillierten Analyse der Liegungsrückblicke dreier Analytiker, die er fallweise im Hinblick auf die theoretisch verwandten Konzepte - Minimodels genannt - aufgeschlüsselt hat (Meyer 1988⁴).

Am Einzelfall systematisch und detailliert zu arbeiten, um dann behutsam Übereinstimmung und Divergenz zwischen den Fällen zu evaluieren (Leuzinger-Bohleber 1987, 1989, 1995), überbrückt die Spannung von nomothetischer

⁴ In diesem Projekt waren H. Thomä, H. Kächele u. A. E. Meyer als Analytiker beteiligt.

Gruppenstatistik und idiographischer Berichterstattung. Es geht dabei nicht nur um "Perspektiven für eine gegenstands-angemessene Praxis", die Jüttemann (1983) gefordert und in seiner „Komparativen Kasuistik“ (1990) ins Auge gefasst hat, sondern auch darum, dass Gegenstand und Methode sich bedingen. Die Methode der Falldarstellung konstituiert den Gegenstand Psychoanalyse anders als ein wissenschaftliches Beschreibungsverfahren. Erzählte und beobachtete Wirklichkeiten müssen sich nicht decken (Kächele 1992b). Damit würde sich auch ein Horizont ergeben, der eine allzu pessimistische Sichtweise relativieren könnte. Forschungsmethoden in der Psychosomatik müssen nicht zwangsläufig sich "nahtlos in die verdinglichende naturwissenschaftliche Sichtweise" einfügen (Richter 1990). Wir können uns verstärkt um Methoden bemühen, die dem Individuellen - einem Grenzbegriff der Wissenschaft, wie William Stern (1911) es genannt hat -, Rechnung tragen können.

Das Fazit dieser Überlegungen gipfelte vor Jahren in dem engagierten Schlachtruf des ersten leidenschaftlichen Empirikers der deutschen Psychoanalyse⁵: „Nieder mit der Novelle als Psychoanalysedarstellung - Hoch lebe die Interaktionsgeschichte“ (Meyer 1994). Seine Herausforderung, Novellen als psychoanalytische Fallgeschichten seien heute antipsychoanalytisch und unwissenschaftlich, soll im folgenden Kapitel durch die Darstellung aktueller methodischer Möglichkeiten aufgegriffen werden. Damit braucht nicht ausgeschlossen zu werden, dass ein „Plädoyer für eine Haltung des methodischen und methodologischen Pluralismus“ (Mertens u. Haubl 1996, S. 12) stets willkommene Alternativen ermöglicht.

Ein Schritt in diese pluralistische Denkweise wurde jüngst von Josephs et al. (2004) getan, die von einem neuen Typus <case study plus> sprechen:

„We will present a traditional case study, with special attention to the impact of taping, and supplement that case study with an analysis of verbatim transcripts of thirty-six audiotaped analytic sessions spanning a four-year period of treatment. The transcripts have been rated by external judges with good levels of interrater reliability (> .70) on measures of character pathology, object relations, reflective functioning, and superego anxiety“ (S. 1188)⁶.

Dies ist um so erfreulicher, als unsere eigenen Überlegungen schon lange in diese Richtung gewiesen haben (Thomä et al. 1973; Kächele u. Thomä 1993), wie en détail weiter unten aufgezeigt werden wird.

⁵ Schon der Titel der von seinen Mitstreitern zusammengestellten, wichtigsten Beiträge verrät dies: Zwischen und Wort Zahl (Meyer 1998).

⁶ Allerdings handelt es sich vorwiegend um eine methodologische Illustration; sie demonstriert, was möglich ist, wenn Klinik und Forschung sich ergänzen.

Dieser Sichtweise entspricht wohl auch die Gründung eines neuen, web-basierten Journals *Pragmatic Case Studies in Psychotherapy* (PCSP), welches sich als „peer-reviewed, open-access, multi-theoretical journal and database“ präsentiert. Die Herausgeber (Fishman, Nathan, Miller & Messer) vertreten dabei folgende Position (s. a. Fishman 1999):

„PCSP's design is grounded in philosophical pragmatism and as such is intended to generate a new and distinctive kind of practical knowledge for psychotherapy research and practice. Specifically, the systematic case study is assumed to be an important basic unit of knowledge in psychotherapy research and practice because in fact all psychotherapy practice takes place within the context of a particular individual, group, or family case - and thus case studies have a particularly close link to practice“ (2007, s. website: <http://pcsp.libraries.rutgers.edu/index.php/pcsp>).

Es bleibt zu hoffen, dass sich auch Psychoanalytiker dieser Bewegung anschliessen; allerdings lassen die Vorgaben der Herausgeber den Schluß zu, dass deutlich mehr verlangt wird, als was üblicherweise in Fallstudien berichtet wird.

Mit diesem Hinweis kann das folgende Kapitel eröffnet werden.